

Jus und Recht.

61

Roman von Fred W. Gardt.

„Herr Rechtsanwalt, können Sie uns nicht helfen? Meine Frau verliert ja ganz den Kopf. 's ist doch eine Gemeinheit, so ein Urteil.“

„Der Junge hat wahrscheinlich eine Dummheit gemacht?“ fragte Dr. Werner.

„Weiß Gott, nichts weiter.“

Die Mutter hatte bemerkt, daß ihr Mann mit Dr. Werner sprach und drängte sich durch die Menschen, den Zungen, der noch laut heulte, an der Hand nachzerrend.

„Natürlich, 'ne Dummheit. Weiter nichts. Und dafür drei Monate Gefängnis. Sehen Sie, Herr Rechtsanwalt —“

„Laß mal, Anna, ich will's dem Herrn Rechtsanwalt schon sagen.“

„Aee, Anton, ich bin doch die Mutter. Und mit dem Parkieren, das ist nicht Deine starke Seite. Sehen Sie, Herr Rechtsanwalt, der Max hat zu Hause einen Zeisig, und da geht der Max bei Schmitts vorbei, der den Neubau in der Kantstraße hat. Da hampelt 'ne Sonnenrose über das Staket und mein Max denkt an seinen Zeisig und angelt sich die Sonnenrose mit 'nem Stock. Die Sonnenrose fällt nun hinter das Staket. Na, die läßt man doch nicht liegen, und da ist er mit Kunzens Franz,“ die Frau debte sich um, „Du, Franz, komm mal her,“ langsam und trozig kam der Knabe näher, er hatte noch die Hände in den Hosentaschen und stellte sich neben den kleinen Jungen, „das ist nämlich der Franz, von unserem Nachbar der Kellerte. Na, da hat sich der Franz hingestellt und mein Max ist rausgeklettert und hat sich die Sonnenrose geholt. Wissen Sie, für den Zeisig zu Hause. Und dafür soll der Junge drei Monate ins Gefängnis! So ein Kind! Zwölf Jahre ist der Junge gerade!“

Vielleicht mochte die Frau Dr. Werner anmerken, wie die Empörung in ihm ätzte. Sie schob den Zungen vor sich hin, als ob sie recht auffällig seine Kindheit zeigen wollte.

„Das ist doch 'ne Gemeinheit. Nicht?“

„Und der andere?“ fragte Dr. Werner. „Was hat das Bierfischen bekommen?“

„Auch drei Monate,“ antwortete der Vater. „Das Gericht sagte so was von gemeinschaftlichem schweren Einbruchsdiebstahl.“

„So — so! Ist Dein Vater nicht hier, mein Junge?“ fragte Dr. Werner freundlich den Knaben, der ihn finster und mißtrauisch ansah.

„Aee, mein Vater hat keine Zeit fürs Gericht, der muß arbeiten.“

„Was ist denn Dein Vater, Franz?“

„Schlosser.“

„Und arbeitest Du auch schon?“

„Natürlich, schon seit drei Jahren. Zu Ostern habe ich ausgelernt. Ich bin Schlosser bei Littmann in der Wiener Straße.“ Der Junge hatte die Hände aus den Hosentaschen genommen und sich aufgerichtet. Er war stolz, daß er schon arbeitete und wollte nicht als Kind betrachtet werden.

„Wie alt bist Du denn, Franz?“

„Am Mai werde ich fünfzehn. Aber, wenn ich ausgelernt habe, gehe ich nach Amerika.“

„So, so!“

„Der Vater sagt, da wäre 'ne andere Luft.“

„Das mag wohl sein, Franz.“

„Der Prozeß muß doch weitergehen,“ drängte der Vater von Max. „Ich gehe bis ans Reichsgericht! Meinen Zungen laß ich nicht einsperren. Können Sie uns nicht helfen, Herr Rechtsanwalt?“

„Gerne, aber hier kann ich mit Ihnen nicht gut reden. Kommen Sie doch heute oder morgen auf meine Kanzlei, dann will ich sehen, was sich tun läßt. — Weine nicht, kleiner Max. Ich hätte mir die Sonnenrose auch geholt,“ sagte er und strich dem Jungen über den Kopf.

„Nicht wahr?“ Die Mutter wischte sich mit der Hand über das Gesicht und der kleine Max lachte, aber die dicken

Tränen kollerten ihm noch über sein pausbüdiges Kinder-
gesicht.

„Also kommen Sie morgen.“

„Ja, Herr Rechtsanwalt, das ist so 'ne Sache. Ich arbeite nämlich bei Kimmlich. Könnte nicht meine Frau kommen?“

„Mir wäre schon lieber, wenn Sie kämen,“ meinte Dr. Werner, „so etwas bespricht man besser unter Männern. Nichts für ungut.“ — fügte er noch hinzu, da er sah, wie die Frau sich anschickte, mit vielen Worten sich dagegen aufzulehnen. —

„Es ist schon besser so, wenn der Vater kommt. Kommen Sie doch nach der Arbeit“ — sagte er freundlich zu dem Manne gewendet — „und gleich so wie Sie sind, ich bin immer bis halb neun auf der Kanzlei.“

„Ja, wenn das geht, Herr Rechtsanwalt, dann komme ich sehr gerne. Ich kann halb achte bei Ihnen sein, wenn Sie mich nicht im Arbeitskittel rauschmeißen. Wo ist denn Ihre Kanzlei?“

Dr. Werner gab seine Adresse, er zögerte einen Augenblick, dann sagte er zum Franz gewendet:

„Wenn Dein Vater Zeit hat, soll er mitkommen, Ihr beide gehört doch zusammen, Du und der Max.“

„Freilich.“ Der Große legte dem Kleinen wie schützend den Arm um die Schulter.

„Also morgen abend! — Grüß Gott.“

Und Dr. Werner ging von der Gruppe der Menschen fort, die ihm höflich Platz machten und grüßten. Ihm war das „Grüß Gott“ wie von selbst über die Lippen gekommen. Wie ein Gedanke, diesen wunden Menschen etwas Freundliches, Trostvolles zu sagen, einen Gruß, der herzlicher klang, wie das farblose Adieu. Er hörte noch wie die Stimmen wieder laut wurden und alle zusammen sprachen und sie dann langsam fortgingen.

Aber die Worte eines kleinen Herrn im Talar, der im Gespräch mit einem hageren Herrn, der auch einen Talar trug, und an der anderen Ecke des Korridors stand, hörte Dr. Werner nicht. Sie mußten dort gewartet haben auf das Weggehen der erregten Menge.

Der kleinere Herr war der Staatsanwalt Dr. Jahrig, der die Anklage geführt hatte, und der Hagerere, der Landgerichtsrat Böttcher, der bei dem Urteil als Beisitzer mitgewirkt hatte. Dr. Jahrig war ein jüngerer Staatsanwalt, der Karriere machen wollte und dies durch Schneidigkeit erreichte. Eine betrübliche Mischung von Hurratriotismus und ödem Strebertum.

„So wird es gemacht,“ sagte er mit der Hand auf die Leuteweisend und mit einem Kopfnicken nach Dr. Werner hin, der die Treppe hinaufstieg. „So wirbt man seine Klientel. Es ist geradezu skandalös. Den Anwälten ist ausdrücklich das Werben um Kundschaft untersagt. Mit dem sollte sich wirklich einmal die Anwaltskammer befassen.“

„Da könnten Sie doch nachhelfen,“ meinte Landgerichtsrat Böttcher, und aus den Worten würde Staatsanwalt Jahrig nicht ganz klar, ob er dies ironisch meinte oder seine eigene sittliche Entrüstung teilte.

Dr. Werner würde auch, wenn er dies Gespräch gehört hätte, nicht darauf geachtet haben. Seine Gedanken waren schmerzlich aufgeregt durch das Glend, das zu ihm schrie: War es nicht eine unwürdige Komödie, ein Kind auf die Anklagebank zu zerren, das verständnislos für das, was man mit ihm vor hatte, dasah und aus neugierigen und ängstlichen Augen die fünf Männer im Talar angeschaut haben mochte, deren verschachtelte Sprache es gar nicht verstand. Und wie sollte das Kind empfinden, daß der Staat es ihm verdanken würde, eine Sonnenrose zu brechen, die niemandem zu Nutzen über die Pflanze hing? Woher sollte dem Kind der Gedanke kommen, etwas Unerlaubtes, ja Strafbares zu tun? Das Ungeheuerlichste aber war, daß man dem Kinde noch zumutete, die Erkenntnis zu haben, daß das Ueberklettern eines Staketes ein Einsteigen im Sinne des Gesetzes ist und sich dadurch das Wegnehmen der Sonnenrose zu einem schweren Einbruchsdiebstahl gestaltete, für den das blind wütende Gesetz eine Mindeststrafe von einem Monat Gefängnis vorsah? Gätte denn dies ein Erwachsener gewußt, ein Gebildeter, denkgeschulter Erwachsener? Kein Mensch außer dem, vom Natur-

n völlig abirrenden Juristen. Und der auch nur, nachdem das Reichsgericht diese Auslegung gegeben hatte. Wer würde verstehen, daß ein Mensch, der mit dem Fingernagel eine verschlossene Zigarrenkiste öffnet und eine Dreierzigarre entwendet, sich nach der unerforschlichen Weisheit des Reichsgerichtes eines Einbruchdiebstahls schuldig macht! Da war es schon besser, die ganze Kiste zu nehmen, denn das würde nur als einfacher Diebstahl angesehen werden. — Ja, ja, ihr Laien, ihr werdet nie hinter die sublimen Finessen des juristischen Denkens kommen. Aber ins Gefängnis kommt ihr auch so, darauf könnt ihr euch verlassen!

Dr. Werner dachte sich immer mehr in die Erbitterung, bisweilen huschte ein Gedanke heraus aus seinem Kopfe und fiel als Wort von seinen Lippen. Er blieb auf dem Treppenaufgang stehen. Er war ganz außer Atem.

War es nur eine Komödie, die da aufgeführt wurde? Eine lächerliche, des Staates unwürdige Komödie? War es nicht viel mehr in seiner Wirkung? War es nicht ein Verbrechen, begangen an diesen beiden Kindern? Die Gefängnisstrafe würde an ihnen haften bleiben wie ein übles Geschwür. — Wegen Diebstahls vorbestraft. — Nein, so einen Lehrjungen konnte man nicht gebrauchen. Und so würde es ihnen im ganzen Leben gehen. Sie würden abseits gestellt bleiben, und erst viel später schmerzhaft fühlen, wie frevelhaft der Staat an ihnen gesündigt hatte. Und die Eltern sahen das im Voraus. Wußten, mit welcher Schmach ihr Kind belastet wurde, fühlten ingrimmig und verzweifelt, wie dieser Kinderstreich ihr ganzes Leben vergiften würde. — Wie hatte die Mutter geschrien? — Haben denn die kein Herz im Leibe! — nein, arme Frau, die haben kein Herz im Leibe, aber die Paragraphen im Kopfe!

Zum Gefängnis führte ein schmaler Gang, in dem die Schritte wiederhallten, an zwei vergitterten Fenstern vorbei, die immer schmutzig waren, und durch die man auf einen düsteren Hof sah, dessen holpriges Pflaster mit schmierig grünem Moos überzogen war. Dr. Werner zog den Klingelzug an der eisernen Tür. Die Klingel machte einen blechernen aufgeschreckten Lärm, der in einzelnen verlogenen Tönen nachbellte, dann klinkten Schlüssel und schwere Schritte tappten, die Türe freischte und ein Wärter stand mit unwirschem Gesicht in der Oeffnung. Erst als er Dr. Werner in dem unsicheren Licht erkannte, grüßte er durch Anlegen der Hand an die Miße.

„Guten Morgen. Ich muß den Untersuchungsgefangenen Knobler sprechen. Ist das kleine Sprechzimmer frei?“

„Ja wohl, Herr Rechtsanwalt. Ich will nur nachsehen, welche Nummer der Knobler hat.“

Der Wärter ging in das Meldezimmer und schlug in einem Jolianten nach, in dem die Namen der Gefangenen alphabetisch geordnet, mit den Nummern ihrer Zelle eingetragen waren. Dann trat er aus dem Zimmer heraus und klopfte mit einem großen Schlüssel an das eiserne Geländer, daß es einen scharfen metallischen Ton gab, der durch die Stille flatterte.

„Ja?“ Man hörte von oben her eine Stimme.

„97 — ins kleine Sprechzimmer.“

Dr. Werner dankte und ging durch die Halle nach dem kleinen Sprechzimmer.

(Fortf. folgt.)

Wie bilden sich die Zellen der Lebewesen?

Von Robert Potonié.

Die einfachsten Lebewesen sind zellenlos. Sie bestehen lediglich aus „Urschleim“, aus Protoplasma. Dieses besitzt im Prinzip dieselbe Struktur wie auch das Protoplasma in den Zellen höherer Lebewesen. Der erste Schritt der Entwicklung ist nun der, daß sich dieses Protoplasma mit einer Wand umgibt, wodurch eine Zelle entsteht. Bilden sich in dieser Zelle nach und nach Querwände, so haben wir Zellfäden resp. Gewebe. — Wie aber ist aus dem kolloidalen Protoplasma die Zellwand hervorgegangen, und warum haben gleich die ersten Gewebe jene Struktur, die uns auch von den Bienezellen her bekannt ist?

Wir würden es kaum wagen, diese Frage zu stellen, wenn nicht physikalische und chemische Tatsachen bekannt geworden wären, die den in Rede stehenden biologischen Erscheinungen in überraschender Weise ähneln.

Sehr bekannt ist jene interessante Kunstbildung, die den Namen „Traubeföche Zelle“ erhalten hat. — Bringt man einen

Tropfen einer konzentrierten Lösung von gelbem Blutlaugensalz in eine dünnere Lösung von Kupfervitriol, so entsteht ein Niederschlag und zwar in Form einer Haut, die den Tropfen der Blutlaugensalz-Lösung gegen die Kupfervitriol-Lösung abschließt. Es bringt nun Wasser durch die Haut in den Tropfen, so daß die Haut nach einiger Zeit zerreißt. Doch sofort verschließt sich das entstandene Loch mit einer neuen Niederschlags-haut. — Da sich dieser Vorgang oft wiederholt, kann man vom Wachstum einer „künstlichen Zelle“ sprechen. So wenig dieser Vorgang nun mit dem organischen Leben zu tun haben mag, gewisse Uebereinstimmungen sind doch vorhanden. Und in der Wissenschaft soll man nichts für gering achten, und alles Ähnliche miteinander vergleichen. Ist es doch z. B. sehr auffällig, daß gewisse primitive Anlagen ganz und gar den Gebilden gleichen, die dort im Reagenzglas entstehen. Allerdings liegt diese Uebereinstimmung nur in der Form. Aber es ist auch schon interessant, sich sagen zu können, daß die Form der gebildeten Alge wahrscheinlich das Resultat eines einfachen physikalischen Vorganges ist. Der Körper dieser Alge ist im Innern ganz wie die „Traubeföche Zelle“ nicht von Zellwänden unterbrochen. Sie ist also „einzellig“.

Die wabenartige Struktur der lebenden Gewebe braucht man nun aus einem ganz ähnlichen Grunde auch nicht mehr für eine komplizierte Neuzugung des Lebens zu halten. Stéphanie Leduc, ein französischer Forscher, hat auf rein chemisch-physikalischem Wege solche Bildungen erzeugt. Von seinen Experimenten sei nur eines erwähnt. Er brachte auf eine Glasplatte eine Gelatineschicht, und auf diese damenbrettartig nebeneinander Wassertropfen mit gelöstem Kupfervitriol und solche mit gelbem Blutlaugensalz. Es ließen sich auch andere Chemikalien verwenden, die Hauptfache war aber, daß sich an den Verührungsstellen der Tropfen geeignete Niederschläge bildeten. Es entstanden Zellen, die den lebenden auch innerlich recht ähnlich waren. In jeder Zelle war nämlich auch ein Gebilde wie ein Zellkern zu sehen und eine Substanz, die sich wie das Plasma verhielt. Auch war eine Bewegung in ihnen vorhanden.

Eine interessante Ergänzung dieser Experimente ist nun in neuester Zeit von dem Berliner Gelehrten W. Magnus veröffentlicht worden. Gegen die Experimente Leducs konnte man einwenden, daß das tropfenweise Nebeneinanderbringen verschiedener Flüssigkeiten doch immerhin eine recht künstliche Manipulation sei. Die natürlichen Zellen entstünden in einer verhältnismäßig einheitlichen Substanz. Hier aber habe der Experimentator die Größe und Anordnung der einzelnen Zellen bestimmt. Da wäre es immer noch sehr die Frage, ob nicht die besondere Struktur der lebenden Gewebe ein Ergebnis der „Lebenskraft“ sei, und dann würden eben so auffallende Uebereinstimmungen, wie sie die Versuche Leducs ergeben haben, ganz zufälliger Natur sein. Diesen Einwänden gegenüber zeigen nun die Experimente von Magnus ganz klar, daß der zellenförmige Bau der Lebewesen wohl doch nicht durch die „Lebenskraft“ bedingt wird. Der wichtigste von den von Magnus ausgeführten Versuchen sei im folgenden kurz wiedergegeben. Quecksilber wurde in einer Schale erhitzt und darüber wurde geschmolzenes Paraffin gegossen. So konnte das Ganze bei Zimmertemperatur langsam erkalten. — Zuerst erstarrt das Paraffin am Rande der Schale in besonderen Figuren; die durchsichtige Flüssigkeit wird dabei weiß und deutlich sichtbar. Bald entwickeln sich dann hier und dort auf der Oberfläche scharf begrenzte dreistrahlige Gebilde, die sich schließlich zu einem Netzwerk zusammenfinden. Die Maschen dieses Netzwerks enthalten das noch flüssige Paraffin, durch das man das Quecksilber sieht. Ist endlich das Paraffin ganz fest geworden, so zeigt es auf seiner Oberfläche immer noch die netzförmige Zeichnung.

Es entsteht nun die Frage: Auf welche Ursachen ist dies zurückzuführen? Und noch wichtiger wird für uns die andere Frage sein: Finden sich diese Grundbedingungen auch im Protoplasma der Lebewesen? — Wenn festgestellt werden kann, daß sowohl im Paraffin als auch im Protoplasma dieselben Vorgänge mit der Herausbildung der Zellen verknüpft sind, dann haben wir endgültig das Recht zu sagen, die Zellen der Lebewesen entstehen auf rein chemischem oder physikalischem Wege. Es ist also an dieser Stelle nicht nötig, die Gründe der Zellentstehung im flüssigen Paraffin und dergleichen eingehend zu besprechen, es handelt sich für uns ja nur darum, festzustellen, ob sich hier und dort dieselben Grundbedingungen finden lassen.

Das Paraffin gehört zu denjenigen Körpern, die man kolloide nennt, d. h. die Substanz besteht nicht aus einer völlig gleichförmigen Masse, sondern es finden sich kleinste Teilchen verschiedener Art dicht aneinander gelagert. Wie das Paraffin, so gehört auch das Protoplasma zu den Kolloiden. In geschmolzenem Paraffin kann man eine regelmäßige Bewegung beobachten. Auch innerhalb des Protoplasmas kann man eine Bewegung konstatieren. Die Bewegung in dem Paraffin wird wahrscheinlich dadurch hervorgerufen, daß sich an seiner Oberfläche Verschiedenheiten ergeben, die wohl durch die Einwirkung der Lufttemperatur, durch Verdunstung, vielleicht auch durch geringfügige chemische Umsetzungen bedingt werden. Ähnliche Faktoren könnten sehr gut auch im Protoplasma wirksam sein.

Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß die zukünftige Forschung einst endgültig die physikalisch-chemische Entstehung der Zellenform beweisen wird.

Die Rache des Waldes.

Von Emil Unger.

Die Frau des Trümmigbauern und die beiden erwachsenen Töchter standen, nur notdürftig bekleidet, beisammen und weinten, daß man es durch den ganzen Lärm hören konnte. Zwei Fragen beschäftigten alle Anwesenden: Wer hatte das Gehöft angezündet und wo war der Besizer? Ein paar mutige Männer hatten das ganze Haus durchsucht und ihn nicht gefunden. In die Scheune pflegte er nachts nicht mehr zu gehen und da hätte er sich auch noch rechtzeitig zu retten vermocht. So konnte die Bäuerin nur erzählen, daß sie um die elfte Stunde aufgewacht sei durch den Ruf: „Feurio, der Trümmig brennt!“ Wer gerufen habe, wisse sie nicht, sie habe nur schleunigst ihre beiden Töchter und die Magd geweckt. Ihr Mann müsse schon früher das Bett verlassen haben, allerdings gar nicht lange, denn es war noch warm. Immer wiederholte sie dasselbe, von heftigem Schluchzen unterbrochen. Auch den Gendarmen und Gerichtspersonen konnte sie nichts anderes sagen. Man ging nun daran, die Umgebung zu untersuchen, was nicht schwer fiel, da der ungeheure Feuerbrand das Feld weithin taghell erleuchtete. Endlich fand man den Trümmigbauer tot, in Hemd und Hose, vor dem Häuschen des Balsers unter einem Birnbaum liegen.

Noch in derselben Nacht holten Gendarmen den jungen Waldarbeiter aus der Wohnung und brachten ihn ins Gefängnis. Man hatte in der geballten Faust des Trümmigbauers einen festen roten Wollstoffes gefunden und dieser Umstand sowie noch andere aufgetauchte Verdachtsgründe wiesen auf den Sohn des verstorbenen Waldarbeiters Schneid hin. Der Bursche pflegte an den Werktagen bei der Arbeit, wie es dortzulande vielfach üblich ist, eine rote wollene Binde um den Leib zu tragen. Auch hatte der Nachtwächter den jungen Mann so um die elfte Stunde des Nachts im eiligen Lauf vom Berge kommen sehen. Zu all dem kam noch das ganze Verhältnis, wie es zwischen den beiden Familien bestand. Als man in die Wohnung eindrang, fand man den Sohn am Bett seiner Mutter sitzen, deren Herz aufgehört hatte zu schlagen. In jeder Hand hielt er eine der großen Birnen, wie sie der Baum trug, unter dem der Trümmigbauer gefunden worden war. Auch die Taschen hatte der Bursche vollgestopft. So sah er da und stierte formwährend auf die Leiche der Mutter.

Seine rote Leibbinde war zerissen und das Gesicht wies frische Strazwunden auf. Er war kein Zweifel mehr möglich. Man hatte den Täter gefunden. Als man ihn fragte, rüde er stumm. Jenseits des Wort kam nicht von seinen Lippen. Auch später, vor Gericht, beschränkte er sich auf die notwendigsten Antworten und verteidigte sich nur matt und teilnahmslos. Knapp und kurz erzählte er, daß die Mutter gefiebert habe und sehr schwach gewesen sei. Da habe sie immerzu nach den weichen Birnen verlangt, die sie so gern gegessen hatte. Dieser Bitte hätte er nicht widerstehen können und so sei er hinaufgegangen nach ihrem ehemaligen Anwesen und habe Birnen gepflückt. Da sei plötzlich der Bauer aufgestanden, habe ihn Dieb genannt und gleich auf ihn eingeschlagen. Das übrige wisse er auch nicht mehr. Als er mit den Birnen nach Hause gekommen sei, habe er die Mutter schon tot vorgefunden.

Er machte mit seinen Angaben keinen günstigen Eindruck. Der Tod des Trümmigbauers, das Abbrennen des Trümmighofes und besonders aber der riesige Waldbrand hatten in der Bevölkerung einen Sturm der Entrüstung ausgelöst und dem jugendlichen Angeklagten jegliche Sympathie entzogen. Als Verteidiger hatte er einen ganz jungen Rechtsanwalt, der leise und ohne jede Betonung sein Sprüchlein herunterharpelte und für eine milde Strafe plädierte. So wunderte sich niemand, als die Richter den Valthäiger Schneid zum Tode verurteilten. Nach einigen Wochen traf dann die Nachricht ein, daß er zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden sei.

„Er hat aber doch richtig ausgesagt,“ meinte der Knecht am Schluß seiner Erzählung, „er hat doch wahr gesprochen, der Balsler, ich hab' ihn gekannt, er war ein braver Bursch und der alte Trümmigbauer hätt' ihm die paar Birnen lassen können, wo er doch die armen Leute an den Bettelstab gebracht hatte.“

* * *

Der Balsler war also in seine Heimat gekommen, und nach ein paar Wochen hatten sich die Einwohner schon an seine Anwesenheit gewöhnt. Er war erst 50 Jahre alt, hatte aber schon schneeweißes Haar, das sein eingefallenes, welches Gesicht noch fahler erscheinen ließ. Nach Währiger Einperrung, da brauchte man sich nicht zu wundern. Bereits nach einigen Tagen versetzte er die Bevölkerung in Erstaunen, das sich dann in verständnisloses Lachen auslöste. Man sprach vom Zuchthausknall und meinte, wenn viele Leute schon in der Freiheit wunderlich würden, so brauche man sich nicht weiter aufzuhalten, daß der Balsler es in der langen Zeit der Abgeschlossenheit geworden sei. Und warum redeten die Leute so? Nun, der Neugekommene schleppte Bretter, Steine, Mörtel und andere Dinge hinauf nach dem Satansgärtli und begann daselbst ein Häuschen zu errichten. Ganz alleine, ohne jegliche Hilfe. Man erfuhr, daß er das Oedland von der Gemeinde zu einem lächerlich geringen Preis gekauft und von seinem mitgebrachten Gelde gleich eine Anzahlung darauf geleistet hatte. Er trug sich mit der Absicht,

das Gelände urbar zu machen und eine Baumkultur anzulegen. Alles lachte. Balsler lachte nicht, er hatte es auch längst verlernt. Aber arbeiten konnte er noch. Alle Achtung! So oft die Winterformel am Morgenhimmel hinaufzog, sah sie, wie immer mehr und mehr die Sträucher und die Steine verschwand. Kaninchen, Igel, Schlangen und andere Anfällige mußten sich neue Quartiere suchen, die Burschen konnten im Mai daselbst keine wilden Rosen mehr pflücken und ihren Mädels ans Nieder steden und die Kinder mußten wo anders Weeren suchen. Balsler räumte auf. — — —

Es waren etwa zehn Jahre vergangen, als ich an einem freitaglichen Märztag einen tüchtigen Marsch in die Berge unternommen und mich dabei verspätet hatte. Es dämmerte schon stark, als ich aus dem Walde trat und im Tal die Lichter blinken sah.

Um den Weg abzukürzen, lief ich rasch entschlossen durch die Baumhülle des Balsers. Dort lang mein Schritt durch den stillen Abend. Plötzlich schlug ein Hund an und heller Lichtschein stutete über den Weg. Ich stand vor der Hütte des Geächteten. Der Alte beugte sich aus der Tür. Sein Gesicht war vom Widerschein der Lampe grell beleuchtet, und seine tiefstehenden Augen funkelten mich finstern an. Mit beiden Händen hielt er einen schwarzen, starken Hund zurück, der anscheinend gar zu gerne auf mit losgesprungen wäre.

„Nichts für ungut, Vater Schneid,“ rief ich freundlich, „ich wollte nur den Weg abkürzen, weil es schon spät ist.“ Er nickte bloß und wollte sich schon brummend in sein Häuschen zurückziehen, als er sich nochmals umdrehte und mit der Lampe mir ins Gesicht leuchtete.

„Seid Ihr nicht ein Sohn vom Schäfer aus Heiligenbach?“ fragte er. Auf meine Bestätigung nickte er befriedigt. „Hab' mirs gleich gedacht, wie aus dem Gesicht geschnitten. Ja, ja, der Jean war mein Freund und ein stolzer Bursch, hab' ihn gut gekannt. Er war zu jener Zeit Schäfer auf dem Haffelhof.“ Eine Weile stand der Alte da, als stöbere er in alten Erinnerungen herum. „Ja, ja, so sah er auch aus damals. Hab' mal mit ihm gewacht, als die Wölfe aus dem Lothringischen kamen. Es war ein schlimmer Winter, sonst hatten wir selten mal welche hier. Aber damals stellten sie sich ein. Gewöhnlich einzeln, aber das war auch schon gefährlich, besonders für die Herde Deines Vaters, die, wenn sie so ein Viech witterte, wild wurde und den Stall sprengen wollte. Da haben wir uns abgelöst, die halbe Nacht hat er gewacht, die andere Hälfte ich. Wir unterhielten zwei große Feuer und schossen ab und zu, um die Bestien zu verschrecken. So haben wir sie vertrieben.“

Sein verbittertes Gesicht heiterte sich zusehends auf, die Erinnerung schien ihn fröhlich zu stimmen. Zuletzt lud er mich ein, in die Hütte zu treten und ein Glas Wein zu trinken. Wenn ich mich ausgeruht hätte, käm' ich ja noch immer früh genug ins Städtchen. Ich nahm die Einladung freudig an. Der Einsiedler war primitiv, aber nicht ohne Gemütlichkeit eingerichtet. An der Wand hing ein einzelnes Bild, eine alte Photographie, die seine Eltern und ihn selbst, als kleinen Jungen, darstellte. Auch eine Schwarzwälder Uhr tickte, und ein altes Gewehr nahm den Platz darunter ein. In einem Seitengelaß war Holz aufgeschichtet und allerhand Werkzeuge lagen umher. Der größere Raum war zum ständigen Aufenthalt bestimmt. Ein Tisch, ein paar Stühle, ein Regal, in dem einige Koch- und Eßgeräte aufbewahrt waren, bildeten nebst einer breiten, mit Moos und Heu gepolsterten Bank das ganze Inventar. Diese Bank hatte ihren Platz neben dem Kamin. Eine Decke, aus Kaninchenfellen zusammengeheftet, lag darüber ausgebreitet. Ich setzte mich auf einen Stuhl dicht in die Nähe des Kamins. Der Alte stieß ein paar Holzstücke in die erlöschende Glut, daß die Funken grell aneinander stoben, und bald darauf flackerten die Flammen hell und lustig auf. Von der Bank aus konnte er bequem das Feuer schüren und wieder von neuem mit Holz speisen. Der Hund kauerte ihm zu Füßen. Er hatte den spitzen Kopf auf die Vorderpfoten gelegt und verfolgte von unten herauf jede meiner Bewegungen mit unerkennbarem Mißtrauen. Der Waldarbeiter lag in halbbliegender Stellung, mit dem Rücken an der Wand gelehnt und starrte stumm und unverwandt in die rote Glut, während er aus seiner kurzen, hobigen Pfeife paffte und dicke Rauchsäulen in die Luft blies.

„Habt Ihr keine Angst vor mir?“ fragte er plötzlich und sah mir scharf in die Augen.

„Angst?“ Ich lachte harmlos. „Warum sollte ich Angst vor Euch haben?“

„Stellt Euch bloß nicht so unvorsichtig,“ meinte er nach einer Weile, „Ihr wißt doch ganz genau, wer ich bin. Die da unten plappern doch genug von mir.“

„Ja, gehört hab' ich manches,“ bestätigte ich, „aber der eine erzählt so, der andere so. Und dann — es geht mit auch nichts an.“

„Nein, es geht Euch nichts an, und die da unten auch nicht,“ knurrte der Alte und stopfte seine Pfeife aufs neue. „Ich red' ja auch mit keinem Menschen darüber, was geschehen ist, ist geschehen, das mach' ich mit mir ab. 's tut mir auch gar nicht leid, jawohl, gar nicht leid, ich tät's heut nochmal machen — bis — bis auf den Wald. Davon tät' ich heut die Hände lassen.“ Er goß mir das Glas voll und füllte auch das seine. „Salte, nom de Dieu, ich hab's dem alten Geizhals doch gegeben!“

Eine Weile war es still. Die alte Schwarzwälder Uhr hob rasselnd aus und verkündete die achte Stunde. Der Hund lag lang ausgestreckt, an dem Aufundniedergehen der Flammen konnte man

die regelmäßigen Atemzüge verfolgen. Hell loberte die Blut auf, als der Dampfplaner ein paar Möben Holz hineinwarf. Ueber sein weißes Haar fiel ein rötlicher Schimmer, und auch der Bart schien zu glühen. Tief lagen die Augen in dem weissen Gesicht.
(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Gesundheitspflege.

Ein Mittel gegen die Schlaflosigkeit. Zu den Uebeln, von denen der Kulturmensch besonders häufig heimgesucht wird, gehört ohne Zweifel die Schlaflosigkeit. Die Aufregungen und Sorgen, die das Leben heute den meisten beschert, schwinden nicht mit der untergehenden Sonne, die Gedanken des Tages drängen sich dem Menschen auch in der Nacht immer wieder auf und lassen sein Nervensystem nicht zur Ruhe kommen. Außerdem ruft der verstärkte Kampf ums Dasein besondere Krankheiten des Körpers und Geistes hervor, die den Schlaf direkt verschleuchen oder wenigstens erheblich stören. Dabei haben die mühen, abgehegten Nerven eine längere, ununterbrochene Ruhepause unbedingt nötig, sollen sie die von ihnen verlangte Arbeit weiter leisten. In der letzten Zeit hat man sich recht intensiv mit der Frage beschäftigt, wie die Schlaflosigkeit am sichersten beseitigt werden könne; der diesjährige Kongreß für innere Medizin hatte sogar dieses Thema an die Spitze seiner Tagesordnung gestellt. Zahllos sind die Mittel, die heute bereits gebraucht werden, aber offenbar lassen auch die besten unter ihnen an Zuverlässigkeit manches zu wünschen übrig, denn immer neue werden erunden und als wirklich „unfehlbar“ angepriesen.

In der Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie empfiehlt eben Dr. Ebslein ein angeblich überaus wirksames Schlafmittel, das sich nicht nur durch vollkommene Unschädlichkeit, sondern auch durch grandiose Einfachheit auszeichnet. Man fasse nur mit ausgestreckten Armen an die eisernen Stäbe am Kopfende seines Bettes oder an irgendeinen Handgriff, der an derselben Stelle am Holzbett angebracht ist, und bald wird sich erquickender Schlaf auf den schon unruhig und ärgerlich gewordenen niedersinken. Diese Wirkung, so wunderbar sie dem Laien erscheinen mag, läßt sich auf Grund unserer physiologischen Kenntnisse ganz gut erklären. Zunächst lenkt die ungewohnte Haltung der Arme und die dabei bald auftretende Ermüdung der Arm- und Schultermuskeln von den belästigenden Gedanken ab, an die Stelle der das Nervensystem erregenden Vorstellungen treten mehr gleichgültige, langweilige, und dann wird vor allem durch die Verlagerung der Arme für eine bessere Blutzirkulation im Gehirn gesorgt. Die Schlaflosigkeit beruht nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach auf einer ungenügenden Durchblutung des Gehirns, jedenfalls wird sie dadurch wesentlich verschlimmert. Bei der normalen Bettlage des Körpers ist nun das Gefälle des Blutstroms, der vom Gehirn nach dem Herzen zieht, nur gering, — Kopf und Herz liegen ja fast in einer Ebene, das verbrauchte Blut kann sich also leicht stauen und es wird in der Tat nur spärlich abfließen, wenn das Gehirn jetzt noch weiter arbeitet oder infolge von Herz- und Blutgefäßkrankheiten der Kreislauf des Blutes gestört ist. Hebt man dagegen in horizontaler Lage die Arme über den Kopf, dann strömt zuerst das Blut aus den Armen rascher ins Herz zurück; da sich nun die Blutadern der Arme mit denen des Kopfes — im Brustkorb — vereinigen, wird der stärkere Armstrom bald den schwächeren Kopfstrom ansaugen und mit sich reißen, und so wird in kurzer Zeit die Blutzirkulation im Gehirn geregelt. Man mag diesem neuen Schlafmittel noch so skeptisch gegenüberstehen, es ist so harmlos und einfach, daß es jeder im Bedarfsfall ohne besondere Umstände an sich ausprobieren kann.

Technisches.

Neue Eisenbahnsignale. In zwei früheren Mitteilungen konnte über Versuche berichtet werden, die den Zweck hatten, ein vollautomatisches Signalsystem für Bahnen zu konstruieren, d. h. ein solches, bei dem die Freigabe und Blockierung der einzelnen Strecken ohne Zutun des Wärters, lediglich durch Vorrichtungen erfolgt, die mechanisch vom Zuge aus betätigt werden. Ueber die Wichtigkeit solcher Bestrebungen, über das allgemeine Interesse, das sie verdienen, ist kein Wort zu verlieren.

Merkwürdigerweise ist um die Frage: „Handbedienung oder automatisches Signalsystem“ ein förmlicher Kampf entbrannt, mit besonderer Heftigkeit seit dem entzweifelnden Unglück auf der Hochbahn von 1908, das 14 Menschenleben kostete. Dabei hat das Publikum stets nachdrücklich für den Automaten Partei genommen, in Folge einer durchaus natürlichen und menschlich sehr wohl verständlichen Auffassung, daß nämlich der nie ermüdende, und menschlichen Schwächen nicht unterworfen Automaten am ehesten eine fehlerfreie Bedienung der Signalanlage gewährleisten würde. Die Fachleute fürchteten dagegen das Nachlassen des Verantwortlichkeitsgefühls bei den Beamten, wenn sie wüßten, daß „nichts passieren könne“. Sie fürchteten auch die Fehler, die dem Apparat selbst anhaften, sowie die weitere Komplikation, die er in die ohnehin sehr komplizierte Signalanlage hineinbringt. Sie wußten, welcher verhängnisvoller Einfluß verhältnismäßig kleine Abnutzungen bewegter Teile, die sich ja nie ganz vermeiden lassen, haben können. So treten bei manchen automatischen

Telephonämtern höchst eigentümliche Störungen auf, die Apparate, die die gewünschte Verbindung herstellen, greifen dauernd falsche Hunderte. Man konnte sich das nur durch teilweise Abnutzung erklären. Und nun stelle man sich einmal solche Fehler im Signalsysteme vor!

Die Entwicklung der Stadtschnellbahnen hat dem natürlichen Instinkt des Publikums Recht gegeben. Je stärker deren Forderung wurde, je dringender die Zugfolge wurde, um so weniger genügte das alte, handbediente System. Schon auf der Hamburger Hochbahn hatte man ein fast ganz automatisches System eingeführt, alle Handgriffe auf das Mindestmaß zurückgeführt. Aber bei einer Zugfolge von 34—40 erwies sich auch das nicht mehr brauchbar. Denn der Wärter soll in der kurzen Zeit von 1 1/2 Minuten beobachten, ob der Zug das vorgeschriebene Schlußsignal trägt, ob er die bestimmte Stelle hinter dem Streckensignal erreicht und ob dieses nach seinem Durchgange auf „Halt“ gefallen ist. Das muß ja dazu führen, daß die erforderlichen Handgriffe nur noch mechanisch ausgeführt werden, und dann ersetzt man ihn schon besser ganz durch den Automaten. Das ist in Deutschland zum ersten Male auf der Strecke Spittelmarkt—Nordring der Berliner Hoch- und Untergrundbahn geschehen. Das dort angewandte System ist bemerkenswert durch seine Einfachheit und Uebersichtlichkeit, die eine große Zuverlässigkeit im Betriebe erwarten lassen. Es beruht darauf, daß die beiden Schienen gegeneinander isoliert und mit einer Dynamomaschine von verhältnismäßig niedriger Spannung verbunden sind. Der Strom sucht sich einen Weg, und den findet er einmal in der Signalleitung und ein anderes Mal in der Leitung der Fahrsperrre. Diese besteht aus einem vorspringenden Knaggen, der in dieser Stellung gegen einen gleichen Knaggen auf dem Wagenbuche stößt und dadurch sowohl den Wagenhauptschalter als auch die Bremse betätigt. Solange der Strom fließt, wird aber die Fahrsperrre in Ruhestellung gehalten, gleichzeitig wird das Signal auf „Halt“ gehalten. Wenn aber ein Zug in den Streckenabschnitt einfährt, so bewirken die Räder und ihre Achse eine elektrisch leitende Verbindung zwischen beiden Schienen, d. h. einen Kurzschluß. Durch diesen fließt dann der ganze Strom und nichts mehr durch Signal- und Fahrsperrreleitung. Sofort fällt das Signal auf „Halt“, der eingefahrene Zug ist gedekt, denn nun kann vorläufig kein zweiter auf diesen Abschnitt gelangen. Auch die Fahrsperrre geht in Haltstellung, der Knaggen richtet sich auf, und wenn ein Zug versuchen sollte, das Signal zu überfahren, so wird ihm einfach der Hauptschalter herausgeschlagen und gleichzeitig die Bremse betätigt. Dadurch wird eine Sicherheit erreicht, so groß, wie sie überhaupt nur denkbar ist.

Es ist in der Betriebsordnung aber auch für den Fall Vorsorge getroffen, daß die Signalanlage versagt. Kommt ein Zug an ein auf „Halt“ stehendes Signal und ist zu sehen, daß der Streckenabschnitt unbesetzt ist, so muß er eine Minute warten. Dann setzt der Zugbegleiter mittels eines Schlüssels, der in einem plombierten Kasten aufbewahrt wird, die selbsttätige Bremse außer Betrieb und der Fahrer fährt vorsichtig an dem Haltesignal vorbei, so lange, bis zwei auf „freie Fahrt“ zeigende Signale passiert sind. Ist aber eine Uebersicht über die Strecke nicht möglich, so muß bis dahin im Schritt gefahren werden.

Das System, so wie es im Vorstehenden beschrieben wurde, hat sich in London seit zehn Jahren gut bewährt, es gelangt auf allen neueren ausländischen Schnellbahnen zur Verwendung, wobei stets die Verbesserungen berücksichtigt werden, die sich aus den Erfahrungen bestehender Anlagen ergeben. So auch in Berlin.

Physikalisches.

Physikalische Scherzfragen. Es gibt eine Reihe physikalischer Rätselfragen, die gewöhnlich falsch beantwortet werden und selbst dem Fachmanne zuweilen Schwierigkeiten bereiten. Ein paar von diesen behandelt der „Prometheus“ (Verlag von Otto Spamer in Leipzig) in einem hübschen Beitrage. „Der Finowkanal — so heißt es da — wird bei Eberswalde als Brücke über ein Eisenbahngleis geführt. Erfahren nun die Eisenträger dieser Brücke eine größere Beanspruchung, wenn ein Kahn auf der Brücke ist?“ Die Antwort ist die, daß die Beanspruchung der Eisenträger nur vom Wasserstand abhängt, also unabhängig davon, ob ein Kahn die Brücke befährt oder nicht, vollständig gleich bleibt, weil das Wasser in dem Brückenteile des Kanals nicht abgeschlossen ist, sondern mit dem an beiden Seiten in Verbindung steht. Eine ähnliche physikalische Scherzfrage ist folgende: „Auf eine Waage ist ein offenes Wassergefäß gestellt, dann ist sie durch Gewicht ins Gleichgewicht gebracht worden. Man steckt jetzt einen Finger in das Wasser. Wird die Waage dadurch aus dem Gleichgewicht gebracht?“ Die Frage ist zu bejahen, denn die Waage wird um so viel schwerer, wie das Gewicht des durch den Finger verdrängten Wassers beträgt. Zum Schluß mag eine dritte Rätselfrage zum Kopfzerbrechen angeführt werden. Auf einer im Gleichgewichte befindlichen Waage steht eine feilverdichtete Glasflasche, auf deren Boden eine Fliege sitzt. Die Fliege fliegt jetzt plötzlich in die Höhe. Wird dadurch das Gleichgewicht gestört? Ist die Glasflasche schwerer, wenn die Fliege auf dem Boden sitzt, und leichter, wenn die Fliege aufsteigt, oder nicht? Die anderen beiden Scherzfragen waren statischer Natur; dieses Problem aber ist ein dynamisches und darum besonders heikel.